

Wien im Jahre 1910. Hermann Freytag, pensionierter Verlagslektor, wird von seinem ehemaligen Verleger gebeten, mit dem Erfolgsautor Boris Barsch an dessen neuem Buch zu arbeiten. Barsch akzeptiert keinen anderen, denn es ist Freytag, dem es in all den Jahren gelungen ist, seine stets sehr unfertigen Manuskripte in Form zu bringen und damit der Stimme des Autors zu ihrem vollen Klang zu verhelfen. Widerwillig nimmt Freytag diesen letzten Auftrag an, da taucht plötzlich ein gewisser Herr Signori auf. Er weiß etwas über das Manuskript, das es zu politischem Sprengstoff macht.

Ein gefährliches Spiel beginnt, bei dem es am Ende um Leben und Tod geht ...

HENRIK B. NILSSON, geboren 1971, verbrachte einen Großteil seiner Kindheit in Deutschland. Nach seinem Bachelor of Business Economics gründete er den Verlag Minotaur. Er machte seinen Master of Arts in Creative Writing an der Universität Lund und lebt heute mit seiner Familie in der Nähe von Malmö. »Das geheime Manuskript des Hermann Freytag« ist sein erster Roman.

Henrik B. Nilsson

Das
geheime Manuskript
des
Hermann Freytag

Roman

Deutsch von Hanna Granz

btb

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Den falske vänner« bei Norstedts, Stockholm.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2016,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2009 by Henrik B. Nilsson

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Roy Bishop/Arcangel Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71388-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Anette

NIHIL OBSTAT
IMPRIMATUR

Falsche Freunde: Wörter, die Wörtern aus anderen Sprachen ähneln, jedoch etwas vollkommen anderes bedeuten, als man denkt.

*Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.*

*Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.*

Johann Wolfgang von Goethe

Jetzt piff der Teekessel.

Die ausgehende Post war sortiert, und in der Postzentrale in Rom stärkte sich die Nachtschicht mit den üblichen Tassen Kaffee für die Flut der eingehenden Briefe, die in wenigen Stunden an die angegebenen Adressen in und um die Stadt zugestellt werden sollten. Die Sortierer achteten nicht auf ihren Kollegen, der mit dampfendem Teekessel in der Hand und Brotbüchse unter dem Arm an ihnen vorbeiging.

Er wurde *der Apostel* genannt, weil er für die Postsäcke aus dem Vatikan und dem benachbarten Stadtviertel Borgo zuständig war, und er folgte seit Jahren der gleichen Routine. Er war ein schweigsamer Mann. Neben seiner traurigen Miene und der gestrickten Weste, die er bei jedem Wetter trug, waren seine roten Finger das einzig Auffällige an ihm. Niemand beachtete ihn, als er jetzt auf den Flur hinaustrat.

Der Mann verschwand auf einer unbeleuchteten Treppe, die zu den Kellergewölben hinunterführte. Er schien den Weg gut zu kennen. Im Halbdunkel der Katakomben bewegte er sich sicher – kein einziges Mal stolperte er über die Postsäcke und Kisten. Am Ende eines schmalen Korridors blieb er vor einer Tür stehen und steckte den Schlüssel in das Schloss.

Schwaches Licht drang durch die Öffnung – der Widerschein einer Straßenlaterne, der durch das kleine Kellerfenster fiel. Er drehte den Lichtschalter. Eine nackte Glühbirne knisterte unter der Decke. Der kleine Raum musste einmal als Putzkammer gedient haben. Ein verlassener Wischmopp steckte in einem Eimer in der Ecke, vergessene Behälter mit Seife und Sägespänen waren neben dem Abfluss am Boden aufgestapelt.

Der Mann schloss die Tür von innen ab und zog sich einen Hocker heran. Auf dem kleinen Tisch, an dem er sich niederließ, stand eine Teetasse neben einer Flasche Leim und etwas, das aussah wie eine Nagelfeile.

Er nahm einen Stapel Briefumschläge aus der Brotbüchse. Anschließend führte er systematisch ein Kuvert nach dem anderen über die Tülle des Kessels, bis die Verklebung sich löste und er es öffnen konnte. Er verbrühte sich die Finger am Dampf und fluchte, schüttelte sie in der Luft. Einmal musste er die Nagelfeile zu Hilfe nehmen. Die päpstlichen Schlüssel auf dem Umschlag wiesen darauf hin, dass es sich um einen Brief aus dem Inneren des Vatikans handelte. Adressiert an irgendein unbekanntes Nest in Österreich.

Während er seinen Tee schlürfte, überflog er gähmend die Briefe. Er hatte bereits den Großteil seines Frühstücks verzehrt und sich eine zweite Tasse eingeschenkt, als er sich plötzlich verschluckte.

Erschrocken sprang er vom Hocker auf und hustete, wischte sich die Hosenbeine ab – er hatte auf den Brief gekleckert. Teeflecken verunzierten den gedruckten Briefkopf: *Bibliotheca Apostolica Vaticana*.

Einen Moment lang blieb er mit offenem Mund stehen und betrachtete das beschmutzte Papier. Was sollte er jetzt tun? Schließlich setzte er sich wieder hin und holte Bleistift und Notizblock heraus. Hin und wieder warf er einen Blick zur Tür. Er bekreuzigte sich, dann schüttelte er den Kopf.

Er zog die Weste enger um sich. Als ob ein kalter Luftzug ihn streifte. Dann kritzelte er weiter.

ERSTER TEIL

Meine Finger sind wie seismologische Instrumente, dachte Freytag und schenkte sich Kaffee ein. Er füllte die Tasse bis zum Rand, stellte die Kanne mit der Vorsicht eines Antiquitätenhändlers auf dem Tisch ab und sog den Mokka duft ein. Dann gab er Zucker dazu, rührte sacht und klopfte den Löffel vorsichtig auf dem Tassenrand ab, bevor er ihn auf sein Wasserglas legte. Anschließend saß er eine Weile da und betrachtete den blanken Kaffeespiegel, der sich durch die Oberflächenspannung beinahe wölbte: Obenauf breiteten sich Ringe aus, als wäre in dem dunklen Sumpf soeben ein kleiner Fisch erwacht.

Freytag sah sich um, um sich zu vergewissern, dass niemand ihn beobachtete, schüttelte seine Hände aus und hielt den Atem an. Dann beugte er sich vor, fasste den Henkel der Tasse und führte sie ohne Eile an die Lippen. Mitten in der Bewegung hielt er inne – seine Hand zitterte bereits bedenklich.

Ein paar Kaffeetropfen fielen auf das Exemplar der *Reichspost*, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag, und flossen über einen Leserbrief des Grafen Karl Lanckorónski-Brzezic zu der Abrissepidemie, die die Stadt befallen hatte, und den zu lesen er sich schon gefreut hatte. Freytag, der ein ordentlicher Mann war, räusperte sich und bemühte sich, seine Finger unter Kontrolle zu bringen, aber wie so häufig in letzter Zeit, weigerten sie sich, ihm zu gehorchen – es war, als zitterten sie absichtlich.

In meinem alten Körper findet ein Bürgerkrieg statt, dachte er und spürte die Wärme in seinem Gesicht, den Schweiß unter seinen Achseln. Als er mit der Kaffeetasse in der Hand dasaß und die Blicke von den anderen Tischen ahnte, verspürte er eine Art Schwindel. Er begann am ganzen Körper zu zittern. Sogar

das Porzellan fing an zu klirren, der Löffel hüpfte wie in Todeszuckungen auf dem Wasserglas, und er dachte bei sich: Du musst aufhören zu rauchen, Freytag, und du darfst nicht mehr so viel Kaffee trinken.

Auch der Tisch und der Stuhl zitterten, und die Deckenlampen klirrten bedenklich. Der ganze Raum schien wie von Krämpfen geschüttelt. Der Boden schwankte unter seinen Füßen, als befände er sich in einer Seilbahn, was unmöglich der Fall sein konnte. Ein Schauer lief ihm den Rücken hinunter, eine Angst, die unter der Oberfläche gelauert hatte und jetzt sein Gehirn erreichte. Er merkte, dass er dabei war, den Halt zu verlieren, und dachte: Jetzt ist es geschehen, Freytag. Jetzt bist du wahnsinnig geworden.

Für einen Augenblick begrüßte er diesen Gedanken. Er war einladend wie eine warme Frauenbrust, und Freytag ließ sich bereitwillig in das sanfte Weiß sinken. Rings umher hörte er entfernte Stimmen, jemand stieß ihn in den Rücken und er bekam vage mit, wie ihm die Kaffeetasse entglitt, wie sie auf dem Boden zerschellte und dass die Leute auf die Straße rannten. Freytag saß da wie gelähmt und zitterte, während er vergeblich versuchte, mit den Füßen den Boden zu erreichen. Jemand schrie: »Was ist los?«, oder bildete er sich das nur ein? Er wollte sagen, er wüsste, woher das Beben käme, es gäbe keinen Grund zur Flucht, es käme von innen, das Epizentrum sei seine Brust, aber seine Lippen zitterten zu sehr.

Er versuchte seine Gedanken zu ordnen, glaubte zu wissen, dass er sich an einen Tisch im Café Sperl klammerte und dass er eben in der *Reichspost* gelesen hatte, dass Cartago zerstört worden wäre. Aber während er noch über das Schicksal dieser weit entfernten Stadt nachdachte, befand er sich plötzlich an einem Ort über der Erde, und ihm gegenüber saß seine Frau. Jetzt hielt er ein Sektglas in der Hand, es war Abend. In der Ferne ahnte er die Sterne über den Dächern, und er hörte ihre Stimme, die kalt und fremd klang, als sie sagte: *Es ist vorbei.*

»Es ist vorbei«, wiederholte sie hartnäckig, und er bemerkte ihre Pupillen, die schwarz geworden waren, als wären sie von einem dünnen Trauerflor überzogen. »Ich habe einen Mann kennengelernt«, sagte sie, »und er ist alles, was du nie gewesen bist.«

Freytag versuchte zu verstehen, was sie meinte, doch sie redete nur unverständliches Zeug. Sie sagte etwas von Glück, dass sie mit ihm nie glücklich gewesen wäre. Sie behauptete, er sei nicht fähig, sich zu freuen, er sei so schwer vor Ernst, als ruhe eine unaussprechliche Last auf seinen gebeugten Schultern. Dass sie ihre Jugend weggeworfen hätte und nun leben wolle, bevor es zu spät wäre.

Freytag spürte einen unerklärlichen Kloß im Hals. Er hob das Kristallglas, doch der Sekt rann ihm aus den Mundwinkeln und tropfte auf sein Hemd. Die Laute aus ihrem schmalen Mund prallten auf sein Trommelfell und verwandelten sich in ein anhaltendes Pfeifen. Er wandte den Blick ab und bewunderte die Aussicht. Draußen vor dem Fenster zogen ein paar Schleppkähne träge die Donau hinunter; mit ihren wehmütigen Laterne schienen sie ihm Zeichen zu geben. Er schaute auf die Perlenkette der Straßenlaternen und dachte an all die einsamen Menschen hinter den erleuchteten Fenstern.

Er versuchte sich einzureden, sie hätte Höhenangst, obwohl auch sie zwischen Bergziegen aufgewachsen war. Dass dies der Grund dafür wäre, dass sie an ihrem Haar zupfte und ein so verkniffenes Gesicht machte. Was konnte es sonst für eine Erklärung für ihr unbegreifliches Geschwätz geben? Er hatte sie ja fast zwingen müssen, an Bord der Kabine zu steigen, es war seine große Überraschung gewesen: ihre eigene Jubiläumsloge im Riesenrad, in der Kristallgläser darauf warteten, aneinander zu klingen. Bald würden sie wieder den Boden erreichen, und dann würde alles sein wie zuvor. Sie würden ihren Hochzeitstag mit einer Gondelfahrt in Klein Venedig weiterfeiern, wie sie es jedes Jahr taten, seit sie geheiratet hatten, zu einer Zeit, die sich

so weit entfernt anfühlte, dass sie vielleicht niemals stattgefunden hatte. Er dachte daran, wie ihre Augen geleuchtet hatten, als er sich das erste Mal vorgebeugt hatte, um ihre Lippen zu küssen. Du solltest beten und betteln, Freytag, auf die Knie fallen, sie daran erinnern, dass die Ehe von Gott gestiftet ist, in guten wie in schweren Tagen.

Doch als er blinzelte und sie in Gedanken noch einmal küsste, waren ihre Lippen kalt und abweisend. Und er hörte erneut ihre Stimme: *Du lebst in einer alten Welt. Einer Welt, die es nicht mehr gibt.*

Sie hatte recht. Alles war vorbei. Ihm blieb nur noch der einsame Spaziergang von der Oper nach Hause, im strömenden Regen, eiskalte Tropfen im Frackkragen und das Echo der Blechbläser als letzten Zapfenstreich im Ohr. Die Vorstellung war längst zu Ende. Er hatte sie nie verdient. *Es war sehr schön,* dachte er. *Es hat mich sehr gefreut.*

In diesem Moment hatten seine Finger angefangen zu zittern, und er hatte das Glas losgelassen, in dem Glauben, dass er es auf dem ausklappbaren Tisch hoch über dem Boden abgestellt hätte, doch es fiel auf die Erde hinunter. Und er wusste mit der Überzeugung eines zum Tode Verurteilten, dass seine Hände nun für immer zittern würden, als Erinnerung an diesen Abend.

Freytag sank über der harten Platte des Marmortischchens zusammen und hörte um sich herum Gläser herunterfallen. Es klang wie Millionen von Kristallsplintern, als ob alle Sterne vom Himmel fielen, und er dachte an die Kathedrale von Cartago, dort drüben in Amerika, die zerstört worden war, noch ehe sie fertig gebaut war. Es schien ihm so unerhört traurig, dass etwas, das noch nicht vollendet war, von etwas so Sinnlosem wie einem Beben eingerissen werden sollte. Er dachte, dass das ein schöner Name sei, Costa Rica, während er gleichzeitig spürte, wie die Zeitung mit ihrer salzigen Druckerschwärze an seinem Gesicht klebte.

»Herr Lektor Freytag!«

Paolo, der Piccolo, zog ihn am Ärmel und weckte ihn aus seinen Gedanken. Freytag stolperte hinter dem Jungen her auf die Straße, wo die anderen schon vor dem Kaffeehaus standen. Da waren die jungen Künstler von der Kunstakademie, die wild mit den Armen gestikulierten, die dicken Bürger, die nach Luft schnappten, dass ihre Westen sich spannten, da standen die Artilleristen, wohlbehalten und stolz in ihren braunen, mit Orden versehenen Uniformen, und hielten ihre Säbel so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten – und rings umher standen weiterhin die Gebäude der Gumpendorfer Straße, prachtvoll und ohne Risse in den Fassaden.

»Das ist ein Omen ...«, hörte er jemanden murmeln, während die Fensterscheiben im Wind jammerten. »Weltuntergang ... Die Ankündigung einer neuen Weltordnung.«

»Unsinn«, sagte jemand, der dem Tonfall nach Offizier sein musste. »Das ist nur ein Erdbeben. Noch dazu eins von der schwächeren Sorte. Nichts, was einen Artilleristen erschüttern könnte. Ihr habt noch nie das Donnern von Kanonen gehört, Männer!«

Dann ließ das Beben allmählich nach, und Ruhe kehrte ein. Freytag spürte wieder Boden unter seinen Füßen. Erst jetzt merkte er, dass er sich an dem Jungen festhielt.

»Es ist vorbei, Herr Freytag«, sagte der Piccolo und sah mit seinen großen, unschuldigen Augen zu ihm auf. »Es ist vorbei.«

»Ich weiß, Paolino«, sagte er und fuhr dem Jungen durch das Haar. Dann bekreuzigte er sich und suchte in seiner Tasche nach dem Rosenkranz.

Sixtinische Kapelle, Rom, 2. August 1903

Die Unterbringung im Apostolischen Palast ließ einiges zu wünschen übrig.

Kardinal Puzyna de Kosielsko, Erzbischof von Krakau, war vom Ernst der Stunde gezeichnet. Das Urteil der Geschichte schien über ihm zu schweben. Er blätterte in den Papieren, die vor ihm auf dem Pult lagen. Seit ihn die Nachricht vom Hinscheiden des Papstes erreicht hatte und er eilends nach Wien beordert worden war, sah er aus wie einer, der die Last der Welt auf seinen Schultern trägt. Die stolze Nase und die hohe, galizische Stirn wirkten schamumflort. Unter den Augen hatte er dunkle Ringe.

Mit seinem Goldring klopfte er auf das Pult, dann erhob er sich vor dem Heiligen Kollegium. Alle Köpfe drehten sich zu ihm. Einige der Männer schienen bereits zu ahnen, was kommen würde. Schon den zweiten Tag in Folge saßen sie unter ihren Thronhimmeln in der Kapelle und schrieben Wahlzettel. Zweimal hatten sie sich erhoben und waren unter den Augen des Allwissenden zum Altar gegangen, um ihre Stimme abzugeben, in der Hoffnung, dass es zum letzten Mal geschähe. Und dann mussten sie doch wieder zusehen, wie die Zettel, nachdem sie in der Urne geschüttelt und ausgezählt worden waren, zusammen mit dem Stroh verbrannten.

Kardinal Puzyna räusperte sich. Es war an der Zeit.

Er richtete sich auf und gab dem Kardinalssekretär ein Zeichen. Rampollas Blick war leer. Als wäre ihm bereits genommen worden, was nie sein gewesen war.

Kardinal Puzyna hielt die Macht in seinen Händen. In fehler-

freiem Latein verlas er die kaiserliche Botschaft: das Veto, das ein für allemal verhindern sollte, dass der Favorit Rampolla den Heiligen Stuhl bestieg und zum Papst gewählt wurde. Und das, obwohl diese Rolle für ihn als Kardinalstaatssekretär des Vatikans in den letzten Jahren, in denen Leo XIII. immer mehr von hohem Alter gezeichnet gewesen war, vorherbestimmt erschien.

Die Worte hallten in der Kapelle wider. Beinahe zuckte er selbst vor dem Klang seiner Stimme zusammen. Während er das Dekret verlas, wurde das Gemurmel immer lauter.

Er zog sein Messgewand zurecht und setzte sich. Dabei achtete er darauf, den Blick nicht zu heben. Als wollte er dem Anblick des Altars ausweichen, nicht vor das Jüngste Gericht gestellt werden.

Rings um ihn her wurden Proteste laut. Der alte Staatssekretär machte ein verkniffenes Gesicht. Seine selbstgerechte Miene war verschwunden.

Dann zerschnitt Kardinal Rampollas Stimme die Luft, sie klang schrill wie die eines Chorknaben. Die Selbstsicherheit, die er noch bei der Morgenmesse an den Tag gelegt hatte, war wie weggeblasen, seine gewöhnlich so weiche und einschmeichelnde Stimme kreischend. Einige der Wahlberechtigten stimmten in den Protest ein. Seine Anhänger, die Frankophilen, unterstützen ihn in der Ablehnung der weltlichen Macht. Sie verbateten sich diese Einmischung.

Doch das waren leere Worte, reines Theater. Der Favorit würde niemals Papst werden. Sie würden ihren Kompromiss bekommen. Alles deutete auf den Sohn des Briefträgers hin. Der Patriarch von Venedig würde zum Papst gewählt, und sie hätten endlich wieder einen Hirten.

Kardinal Puzyna lehnte sich in seinem Stuhl zurück, faltete die Hände und schloss die Augen. Nur noch ein paar Nächte hinter verschlossenen Türen, eine weitere geheime Abstimmung, dann wären sie sich einig. Dann käme er endlich heraus aus

diesem Gefängnis und könnte wieder schlafen. Er sehnte sich nach den weichen Federbetten der österreichischen Botschaft; unter dem Bild des Kaisers zu liegen, endlich nicht mehr unter dem Kreuz zu ruhen.

Als Freytag einige Tage nach dem Beben die Anzeige entdeckte, saß er wie gewöhnlich im Café Sperl und las Zeitung. Er hatte seinen dritten Zigarillo zu Ende geraucht und eben gelesen, dass der Komet Halley sich der Sonne näherte, als er die kleine Notiz entdeckte:

*Esperanto – Ihr Schlüssel zur Welt.
Anfängerkurs.*

Freytag konnte nicht sagen, warum ihm das so gut gefiel: Ihr Schlüssel zur Welt. Vielleicht, weil er sich in letzter Zeit eingeeengt fühlte, als ob seine Welt geschrumpft und inhaltsleer geworden wäre. Vielleicht, weil er die eigentliche Welt nie gesehen hatte. Weil er sein Leben in der Phantasie gelebt hatte, in der verzauberten Welt der Bücher und nicht in der Wirklichkeit. Oder weil er wieder Post von seiner Frau bekommen hatte, einen Umschlag, der in Venedig abgestempelt worden war und eine Ansichtskarte des Markusplatzes an einem nebligen Morgen enthielt. Das Bild war noch frisch auf seiner Netzhaut: Ein Mann und eine Frau umarmten sich auf der Piazza, eine Schar Tauben flog zum Himmel auf, unscharf, als hätte jemand sie auf einer Bleistiftzeichnung mit dem Daumen verwischt.

Neben der Postkarte seiner Frau hatte er in einem braunen, widerspenstigen Umschlag mit dem Emblem des kaiserlichen Elektrizitätswerkes die obligatorische Nachricht von Herrn Schlink erhalten: *Melden Sie sich umgehend im Verlag.* Es war dieselbe Nachricht, die er am vorhergehenden Tag bekommen hatte, so wie auch am Tag davor. Wenn er es richtig bedachte,

hatte er sie wohl auch schon am Tag vor dem Tag vor dem Vortag bekommen. Der Cheflektor hatte eigentlich schon die ganze Woche versucht, ihn zu erreichen. Unverdrossen und mit geradezu preußischer Pünktlichkeit waren die Elnachrichten eingetroffen, und ebenso regelmäßig und stur hatte Freytag sie in den Papierkorb geworfen, ein Ritual, das er als festen Bestandteil seines routinierten Alltags zu schätzen lernte.

Freytag warf einen Blick auf die Wanduhr über dem Spiegel. Die Zeiger standen immer noch auf Viertel vor sieben, wie sie es seit dem Abend taten, als die Erde gebebt und sie zu Tode erschreckt hatte. Er rückte die Brille zurecht und kehrte zum Kometen zurück. Zuletzt hatte er sich 1835 gezeigt. Dieses Mal, 75 Jahre später, würde der Himmelskörper so nah an der Erde vorbeiziehen, dass sie irgendwann im Mai in dessen gewaltigen Schweif gehüllt würden. Es gebe keinen Grund zur Beunruhigung, behaupteten die Wissenschaftler, es bestehe keinerlei Gefahr eines Zusammenstoßes mit der Erde. Im Gegenteil, es bestünden Aussichten auf spektakuläre Sonnenuntergänge. Die Teleskopverkäufer hätten bereits eine wachsende Nachfrage festgestellt. Ist das zu glauben, dachte Freytag und schlürfte seinen Kaffee.

Er saß an seinem gewohnten Platz am Fenster, mit zugezogenen Gardinen und dem Rücken zum Tisch der Genies, an dem die Künstler sich aufhielten. Von dort hatte er einen Blick auf den Eingang und auf die wohlhabenden Bürger, die die Börsenseiten des *Kapitalist* lasen und nervös an ihren goldenen Uhren fummelten, während sie über die drohende Finanzkrise lasen.

Die Tür ging auf. Freytag blickte über den Rand seiner Zeitung. Herein kam Leopold Trebitsch mit seinem Buckel, und Freytag versteckte sich schnell hinter der *Reichspost*, die für diesen Zweck sehr geeignet war. Er kannte Trebitsch aus der Zeit im Griensteidl, wo der große dünne Mann mit der schlechten Haltung Stammgast gewesen war, bevor es zugemacht hatte und die dort versammelte Kulturelite heimatlos wurde. Genau wie Frey-

tag hatte er sich nie so recht für das Café Central in der Herrengasse erwärmen können, wohin die ganze Horde kurze Zeit später umgezogen war. Trebitsch war ein Herumtreiber geworden, ein Kaffeehausnomade. Nach eigener Aussage frequentierte er das Orleans, das Landtmann, das Museum, das Sperl und sogar das Westend drüben am Westbahnhof. Und das Central natürlich, das ließ sich ja nicht vermeiden. Freytag verstand nicht, wie man so leben konnte. Was ein Kaffeehaus ausmachte, war doch, dass man dort seinen festen Punkt im Leben hatte. Aber Trebitsch zog offensichtlich das Tuaregdasein vor, und heute hatte die Kamelroute ihn hierhergeführt, um zu lauschen. Nicht umsonst wurde er hinter seinem Rücken als Langohr bezeichnet: Er hatte die Angewohnheit, dazusitzen und die Ohren zu spitzen, was seiner Tätigkeit bei der *Neuen Freien Presse* sehr zupasskam, wo er auf der ersten Seite schrieb, unterm Strich. Er hatte seine Tentakel überall; was er nicht wusste, lohnte sich nicht zu wissen. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, er stecke hinter dem Pseudonym *Dromedar*, unter dem die boshaftesten und treffsichersten aller Feuilletons erschienen, aber niemand konnte es beweisen. Aus dem Augenwinkel sah Freytag dankbar, wie Trebitsch mit dem *Figaro artistique* vom Vortag an ihm vorüberging, ohne Notiz von ihm zu nehmen. Er hatte offenbar einen Platz in der Nähe der Expressionisten ins Auge gefasst; die Literatur konnte warten.

Freytag blätterte weiter in der Zeitung. Anna Pulitzer, eine enge Freundin des Autors Scipio Slataper, hatte sich vor dem Spiegel erschossen. Sie hatte den Glauben an das Leben verloren. Es lief ihm kalt den Rücken herunter, als er von dieser Wahnsinnstat las. Es musste eine unmenschliche Arbeit sein, so einen Spiegel zu putzen, dachte Freytag.

Wie er so dasaß und vor dieser äußersten aller Sünden erschauerte, erinnerte er sich, dass er einmal etwas über eine Gruppe Wiener Psychoanalytiker gelesen hatte, die auf einer Konferenz erörterten, warum so viele junge Leute beschlossen,

ihr Leben zu beenden – denn es waren offensichtlich vor allem junge Leute, die den Glauben an das Leben verloren. Er erinnerte sich so deutlich an den Artikel, weil er ihn einerseits unendlich traurig und andererseits beruhigend gefunden hatte. Was trieb einen Menschen dazu, so etwas zu tun? Soweit er wusste, hatten die Psychologen noch keine Antwort gefunden, und er war überzeugt, dass sie auch keine finden würden. Er fand schon die Frage falsch gestellt. Was brachte so viele Leute dazu, sich *nicht* das Leben zu nehmen? Das war eine viel interessantere und bedeutsamere Frage. Denn jeden Tag, an dem er Zeitung las, entdeckte er mehr Unheil verheißende Zeichen. Täglich wurde von steigendem Alkoholismus und Drogenmissbrauch berichtet, die Zahl der Todesfälle durch Krebs oder Schwindsucht stieg rasant, Wahnsinn breitete sich aus wie eine Seuche, die Bevölkerung litt unter nervöser Erschöpfung.

Das Tempo ist zu hoch, dachte Freytag. Telefon und Automobil und seltsame Luftfahrzeuge ... Gott allein mochte wissen, welche wahnsinnigen Apparate sie als Nächstes erfinden würden. War es da verwunderlich, dass die Leute die Hoffnung aufgaben? Sie konnten einfach nicht Schritt halten mit all diesen Entwicklungen. Alles musste heute so schnell gehen.

Er seufzte tief.

Einer der Offiziere der Militärschule hatte ihm in der Schlange vor der Toilette erzählt, dass sie gezwungen waren, die Standards bei der Rekrutierung zu senken. Die Jungen taugten nichts mehr, hatte der Mann entschieden behauptet und seinen gewachsenen Schnurrbart gewirbelt. Erstaunlich oft seien sie kurzsichtig, was der Offizier auf das übertriebene Lesen von Zeitungen und Zeitschriften oder gar Büchern zurückführte. Freytag trug, fast solange er sich erinnern konnte, eine Brille – und er konnte sich sehr weit zurückerinnern. Er erinnerte sich sogar an seine Geburt, auch wenn seine Eltern immer behauptet hatten, das hätte er sich ausgedacht. Er wusste bestimmt, dass er mit einer Reife, die ihn immer noch verblüffte, gleich wieder in

den sicheren Schoß zurückkriechen wollte, als er das schrumpflige Gesicht seines alten Vaters zum ersten Mal erblickte. Der kurzsichtige Freytag also hatte sich gehütet, den Offizier darauf hinzuweisen, dass ohne Literatur kein Militär der Welt sie retten konnte, sie wären auf immer verloren.

Beunruhigend viele hatten dem Offizier zufolge schwache Nerven. Dem konnte Freytag sofort zustimmen. Auch in der Kunst sah man Auswirkungen davon. Alpträume, die Visionen Wahnsinniger und verrenkte Glieder schienen das Motto der Zeit zu sein. Nur Verrückte konnten etwas so Krankhaftes und Verabscheuungswürdiges hervorbringen. In der Nähe des Schwarzenbergplatzes hatte er eine Ausstellung junger Künstler besucht, in der er das farblose Porträt eines gebeugten alten Mannes mit hohlem Blick und krummen Fingern gesehen hatte. Dieses Gemälde hatte ihn derart aufgebracht, dass er es am liebsten von der Wand gerissen hätte. Ihm war, als blickte er in sein eigenes verlorenes Inneres, er meinte darin sein zerknittertes Spiegelbild wiederzuerkennen. Als hätte der Künstler ihm seine dreckige Faust in den Hals gestoßen, ihm die Seele aus der Brust gerissen und sie auf eine schmutzige Leinwand geschmiert. Derselbe Künstler, Oskar Kokoschka, hatte auch eine winterliche Alpenlandschaft gemalt, die ihn mit ihren schwarzen Tannen und dem drohenden Himmel an seine Kindheit in den Bergen erinnerte, die er sein ganzes Leben zu vergessen versucht hatte. Diese Künstler gruben zu tief im Bewusstsein der Menschen, wühlten in ihren verborgensten Winkeln. War es da verwunderlich, dass die Leute sich das Leben nahmen?

Für Freytag war die Antwort klar: Sie lebten ohne Gott. Ohne Unseren Herrn gab es keine Erklärung für das Unerklärliche. Sie befanden sich an der Grenze zwischen Altem und Neuem, es war der Tod einer Epoche. Moral und Glaube waren in ihren Grundfesten erschüttert worden, und als diese Fundamente des Menschseins ins Wanken gerieten, hatten die Leute in sich hineingeschaut und eine unerträgliche Leere entdeckt. Das be-

drückte ihn. Er nahm sich vor, mit Pater Anton darüber zu sprechen, der ein ungewöhnlich verständiger junger Mann war.

Freytag nahm noch einen Bissen Mohnstrudel und stellte fest, dass das Sperl immer noch die besten Kuchen der Stadt machte, sogar bessere als das Landtmann, dessen Esterházytorte allerdings unübertroffen war. Anschließend wischte er sich die Finger an der Serviette ab und riss, indem er sorgfältig darauf achtgab, dass niemand ihn bei der Beschädigung des Kaffeehauseigentums beobachtete, vorsichtig die kleine Annonce aus der Zeitung, faltete sie in der Mitte und steckte sie in seine Westentasche. Dann schlürfte er den Rest Kaffee in sich hinein und wollte gerade aufstehen, um seine schmerzende Blase zu entleeren, als Paolo ihm auf die Schulter klopfte.

»Entschuldigen Sie, Herr Freytag ...«

»Ja?«

»Telefon für Sie.«

Der Piccolo sah ihn mit seinem unwiderstehlichen Gesicht an, das ihm schon unverschämt viel Trinkgeld eingebracht hatte.

Auf dem Weg zur Telefonzelle warf Freytag begierige Blicke in Richtung der gläsernen Glocke mit Gebäck und wich Frau Herzogs Blick aus, die dasaß und Rechnungen in ihr Kassensbuch sortierte. Er ging an den Billardtischen vorbei, über die sich zwei junge Artilleristen mit ihren langen Queues lehnten. Dann schlüpfte er in die Kabine und schloss die Hand um den Hörer. Sofort erkannte er seinen Irrtum – der Hörer war ebenso kalt und unbarmherzig wie die Stimme, die ihm entgegenschlug.

»Hier verstecken Sie sich also! Warum sind Sie nicht im Central, wie alle anderen?«

»Herr Schlink, wie schön, Ihre freundliche Stimme zu hören. Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Lesen Sie Ihre Post nicht, Menschenkind?«

»Ich versuche, es zu vermeiden. Es sind meist sowieso nur schlechte Nachrichten.«

»Ihr Telefon funktioniert nicht. Sie haben doch nicht vergessen, Ihre Rechnung zu bezahlen?«

»Der Kaiser hat kein Telefon«, sagte Freytag, »warum sollte ich eines haben?«

Schlink murmelte etwas Unverständliches und sagte: »Wir brauchen Ihre Expertise. Barsch hat eben sein Manuskript abgegeben.«

»Ach ja? Und was hat das mit mir zu tun?«

»Sie wissen genau, was er für den Verlag bedeutet, Herr Freytag. Es ist der wichtigste Titel des Jahres.«

»Aber mein Nachfolger kann sich doch um ihn kümmern? Dieser selten begabte junge Mann, wie sagten Sie noch? Wurst hieß er doch?«

»Wurst, er heißt Wurst.«

»Brillant« war, glaube ich, das Wort, das Sie nannten.«

»Sie sind der Einzige, den Barsch akzeptiert. Er ist unerbittlich.«

»Ich habe keine Zeit«, sagte Freytag, »heute Abend gehe ich zur Messe, und dann habe ich noch meine Texte.«

»Lesen Sie doch wenigstens das Manuskript, bevor Sie sich entscheiden! Ihre eigenen Texte können doch sicherlich warten...«

»Ich lese keine Manuskripte mehr, das wissen Sie.«

»Sie können doch eine Ausnahme machen, Menschenkind.«

»Bedaure.«

»Ist das der Dank, nach all den Jahren...«

»Adieu, Herr Schlink«, sagte Freytag, legte auf und sagte Herrn Klaus, dem Oberkellner, er sei nicht erreichbar. Und weil er nun schon einmal am Buffet war, bestellte er eine weitere Kanne Kaffee sowie ein Stück Mohnstrudel und eilte zur Toilette.

Als er mit seinem Mohnstrudel fertig war und sich die Krümel von den Hosenbeinen gebürstet hatte, zündete er einen seiner unzähligen Zigarillos an, zog die Gardine auf und sah aus dem Fenster.

Boris Barsch war ein guter Autor, einer der besten, um die Wahrheit zu sagen. Und hätte er nicht sein Leben darauf verwandt, sein Lektor zu sein, er hätte ihn gewiss mit Freude und Genuss gelesen. So aber hatte er weder Lust, jemals wieder etwas von diesem berühmten Autor zu lesen, noch etwas mit ihm zu tun zu haben. Nicht dass Barsch ein unangenehmer Mensch gewesen wäre, im Gegenteil: Er war ein äußerst freundlicher und bescheidener Mann, wenn auch etwas rastlos, und verfügte über eine erfrischende Selbstironie, die den meisten anderen Autoren abging. Er, wenn überhaupt jemand, musste das wissen, schließlich hatte er im Laufe der Jahre genügend von ihnen getroffen.

Das Problem mit Barsch war schwer zu fassen. Freytag kam auf keine bessere Beschreibung als: anstrengend. Ja, *anstrengend*, das war er. Nicht wie ein Lateinlehrer oder eine schwangere Ehefrau, nein, eher wie ein Schäferhundwelpen oder ein verwöhntes kleines Kind: Er brauchte ständig Zuspruch und Betreuung. Und Freytag war zu alt, um hinter Welpen her zu wischen, auch wenn es sich dabei um literarische Genies handelte. Freytag war pensioniert.

Ich hätte meine Arbeit im Verlag schon viel früher aufgeben sollen, dachte er, während er verwundert einen langbeinigen Hund auf der Straße beobachtete, der einen Karren mit Ziegelsteinen hinter sich herzog. Das war eine richtige Hundearbeit, und es war eine Befreiung, nicht mehr die Texte anderer herausputzen zu müssen, damit sie sich in seinem Glanze sonnen konnten. Auch blieb es ihm nun erspart, sich all den Perversionen auszusetzen, welche die Literatur neuerdings verpesteten; nein, er verstand die modernen Strömungen der Dichtkunst nicht. Es war, als wollten alle nur noch provozieren, in die Fußstapfen von Kraus und dem Walrossschnurrbart treten und vor ihrem Altar im Central niederknien. Sie prostituierten die Kunst, und daran wollte er sich nicht beteiligen.

Es erstaunte Freytag deshalb auch immer wieder, dass so viele ein so falsches Bild vom Beruf des Lektors hatten. Der war nicht

im Mindesten glamourös. Eher unendlich undankbar. Die Verleger, ja, die waren die Nutznießer. Sie verkehrten in den gehobenen Kreisen, stießen mit Champagner an, aßen Kaviar und nannten die Autoren ihre Freunde; sie ernteten die Lorbeeren. Die Lektoren dagegen lebten im Schatten. Sie machten ihre Arbeit, ohne beachtet zu werden – solange sie keinen Fehler machten. Doch eine einzige unaufmerksame Sekunde konnte schwerwiegende Konsequenzen haben – dann mussten ganze Auflagen neu gedruckt werden. Wenn sie aber dem Verlag hohe Lagerkosten ersparten und den Autoren ewige Scham, dann hieß es nur, sie machten ihre Arbeit.

Was ihn selbst anging, so hatte es Freytag nichts ausgemacht, im Verborgenen zu wirken. Er war ein bescheidener Mann, verlangte nicht viel. Hochmut und Eitelkeit überließ er gern anderen. Es war nur so, dass die Zeit ihm davonzulaufen begann.

Er spiegelte sich im Kaffeehausfenster und stellte fest, dass sich die graumelierten Strähnen, die ihm einst eine distinguierte Eleganz verliehen hatten, mittlerweile über sein ganzes dünnes Haar verteilten. So ein verschlissener Silberfuchs musste ja Schmerzen in den Knien haben, dachte er. Und das bedeutete: Jetzt oder nie; schon bald konnte es zu spät sein.

Er hatte keine teuren Gewohnheiten. Die Wohnung in der Barnabitengasse im siebten Bezirk, zwei Zimmer und Küche, kostete lediglich 55 Kronen im Monat, obwohl sie – aus einem Grund, der ihm bis heute so unbegreiflich wie willkommen war, einer der wenigen Glücksfälle in seinem Leben, vielleicht der einzige – eine Badewanne hatte und in der Nähe der Gemeindekirche Mariahilf lag, einer seit Neuestem sehr beliebten Wohngegend. Das Telefon, um das seine Frau so lange gebettelt hatte, hatte er abstellen lassen; jetzt würde doch niemand mehr anrufen. Georg, der einzige Freund, den er je hatte, wusste, dass er ihn im Café erreichen konnte. Wenn er genügsam lebte, würden seine Ersparnisse reichen.

Wenn ich nur nicht zu alt werde, dachte Freytag, sonst muss

ich meine letzten Jahre im Männerheim verbringen, mit Säufern und Nichtstuern aus den entlegensten Winkeln des Kaiserreichs.

Doch damit rechnete er nicht. Es passte einfach nicht in seinen Plan. Seine Frau hatte immer behauptet, dass die Zigarillos ihm das Leben nehmen würden. Sein Rauchen sei Selbstmord auf Raten. Er hatte nur weitergemacht, um sich ihr zu widersetzen. Wie er so am Kaffeehaustisch saß und sich einen weiteren sauren Zigarillo ansteckte, wusste er gar nicht mehr, warum er eigentlich noch rauchte. Vielleicht aus dem gleichen Grund, aus dem er immer noch zur selben Zeit aufstand, obwohl er keine Arbeit mehr hatte, zu der er gehen musste.

Im Café Sperl hatte er sich eine Art Büro eingerichtet, wo er saß und seine Ideen in sein Notizheft schrieb. Seit ihn als Kind die Liebe zur Literatur erfasst hatte, hatte er davon geträumt, selber zu schreiben. Er las alles, was er finden konnte. Durch die Bibliothek seiner Mutter hatte er sich mehrfach gelesen, noch ehe er zehn Jahre alt war – sie besaß alle großen deutschen Meister. Da war er Goethe zum ersten Mal begegnet und hatte sich in die deutsche Sprache verliebt, eine Liebe, die niemals verblasst war, und ein Gedanke hatte sich festgesetzt, ein Lebensziel: Eines Tages würde auch sein Name im Regal stehen.

Er liebte Bücher, als wären sie seine Freunde. Vielleicht hatte er deshalb niemals richtige Freunde gehabt. Er war kein geselliges Kind gewesen, am besten kam man mit ihm allein zurecht; er mochte keine Gruppen, die brachten das Schlimmste im Menschen hervor. In jugendlichem Übermut hatte er sich eingebildet, es wäre ein Privileg, mit dem zu arbeiten, was er liebte, ein Schritt auf dem Weg zum endgültigen Ziel, und es hatte sich wie die Heimkehr aus einem unfreiwilligen Exil angefühlt, als er nach seinem abgeschlossenen Studium der Philologie in Bonn seinen Fuß in einen Buchverlag setzte. Heute wusste er es besser: Er hatte die Fähigkeit verloren, mit unschuldigen Augen zu lesen, sich dabei ganz verschlingen zu lassen.

Ich kann nur noch mit dem Rotstift lesen, dachte er, und die-

ser Gedanke machte ihn so traurig, dass er sich auf die Lippen biss. Er hatte die Mechanismen durchschaut, hatte die Autoren getroffen und festgestellt, dass sie bestenfalls wie alle anderen waren, und dabei war ihm etwas verloren gegangen, etwas Unersetzliches – etwas, das man für alles Gold der Welt nicht kaufen konnte. Wo sich ihm einst Welten auftaten, er den Wind im Haar spürte, den Geruch von Pferdeäpfeln wahrnahm, den Klang der Glocken hörte, sah er nun Baugerüste und Risse im Putz. Nach wie vor imponierte ihm geschicktes Handwerk, geistreicher Intellekt. Er konnte Sätze genießen – die exakte Beschreibung, das vollkommene Gleichnis –, aber niemals mehr wurde er gefangen, aus Zeit und Raum entführt: Niemals konnte er wieder der kleine Junge mit der Brille werden. Der Einzige, der ihn nach wie vor berührte, war der Held seiner Kindheit, Goethe. Und vielleicht – das musste er trotz allem zugeben – in seinen besten Momenten auch Barsch. Aber Barsch war kein Goethe. Weiß Gott nicht. Wenn er Goethe nicht hätte, wäre er verloren. Denn eine Seele, die nicht berührt wird, verwittert.

Er erinnerte sich an die Worte seiner Frau, sie hatten sich ihm eingegraben und schabten an der Innenseite seiner Schädeldecke: *Du hast niemals dieses Buch geschrieben, von dem du immer erzählst, und du wirst es auch nie tun. Du bist ein Träumer. Hörst du das? Ein Träumer!*

Sein Leben lang hatte er den Drang verspürt, zu erzählen – das Problem war, dass er nicht wusste, was.

Er dachte an den zwergenhaften Mann, den Zigeuner mit Geige und Papagei, der immer an der Straßenbahnhaltestelle stand, gleich neben der Litfaßsäule. Er war schon einige Male an ihm vorbeigegangen und hatte dabei über das Flüchtige der Stücke sinniert. Vor kurzem hatte er sich zu einer kleinen Gruppe von Menschen gesellt, die dastanden und den Klängen lauschten. Der Spielmann hatte ihn mit einer Frage überrumpelt, ausgerechnet ihn: »Was wünschen Sie zu hören? Ich kenne alle Melodien.«

»Ich weiß nicht«, hatte Freytag geantwortet. »Ich hatte gehofft, Sie wüssten ...«

Wenn es ihm nur gelänge, das Unfassbare einzufangen, dachte er, dann würde es greifbar und er fände endlich seine Ruhe. Wenn er die Traumbilder in ein Muster, einen dramaturgischen Rahmen einfassen könnte, könnte er das Flüchtige einfangen, und die Last, die er seit all den Jahren in sich trug, würde von ihm genommen. Er könnte seinen Rücken strecken und es wieder wagen, sich selbst gegenüberzutreten, dieser Person, die ihm wie ein Fremdling auf einer verblässenden Fotografie geworden war. Wenn er sein Buch schriebe, wäre sein Leben nicht vergebens gewesen. Es war die Hoffnung, sich eines Tages zu der Schar der Autoren zu gesellen, die ihn durchs Leben getragen hatte. Wenn er nicht in seinem Innersten ein Autor war, einer, der aus leerer Luft Welten erschuf, was war er dann? Dann wäre sein ganzes Leben auf Lügen gebaut, und seine Frau hätte recht gehabt.

Er trug ein Bild in sich, so schmerzlich und zugleich großartig, dass es ihn blendete. Es war, als reichten Worte nicht aus, die Geschichte zu beschreiben, die sich in seinem Innern verbarg. Jedes Mal, wenn er einen Auftakt erahnte, verblich er wieder, sobald er sich dem Durchbruch nahe sah. Es ist wie die Flecken auf der Iris, wenn man in die Sonne schaut, dachte er. Man ahnt sie im Augenwinkel, aber wenn man sie mit dem Blick fixieren will, entfliehen sie einem wieder. Es war wichtig, dass es richtig wurde, dass der Ansatz stimmte – das war es, was den Ton setzen würde. Aus Angst, dass es klingen würde wie eine Geige nach einem Sommerregen, wagte er nicht, den Bogen zu heben. Seine Hände waren viel zu unsicher, deshalb widmete er sich dem Stimmen seines Instrumentes. Die Tonleitern spielte er zur Perfektion, das konnte er – es war das Stück, das ihm entglitt.

Eine Befürchtung regte sich in ihm, er spürte sie gleich unter dem Brustbein: der Gedanke, dass es ihm an Talent fehlte, dass er kein Schöpfer war. Er beherrschte die Sprache, daran

gab es keinen Zweifel, er hatte sein ganzes Leben darauf verwendet, und das mit einem gewissen Erfolg. Aber womöglich war er doch nur ein Wortakrobat, der das Klavier stimmen, aber selber nicht darauf spielen konnte. Was nutzten die schönsten Sätze, wenn sie nichts von Bedeutung enthielten, keine Wahrheit über das Leben, wenn sie nicht das Besondere ins Allgemeine erhoben? Er war kein mit Phantasie begabter Mensch, er war ein langweiliger Realist, so erdverbunden wie eine Kartoffelpflanze. Ich bin ein Deutschlehrer, dachte Freytag, kein Märchenerzähler: Ich bin kein Barsch.

Er drückte den Stummel im Aschenbecher aus und erwünschte den berühmten Autor. Er drückte, bis ihm die Tränen kamen. Und da saß er mit einer ausgerissenen Annonce in der Tasche und schmerzendem Daumen und fasste einen Entschluss – er beschloss, sich den Schlüssel zur Welt zu beschaffen.

Apostolischer Palast, Rom, 31. Juli 1903

Monsignore del Val, der damit beauftragt war, die Papstwahl durchzuführen, blickte von der Bibel auf. Sein Lächeln war unangemessen eitel, selbst für jemanden, der so jung und unerfahren war wie er.

»Sie wünschten mich zu sprechen, Kardinal Puzyna?«

»Monsignore, ich komme in einer heiklen Angelegenheit ...«

»Wenn es ein Problem mit der Unterbringung gibt, müssen Sie das mit dem Kammerherrn besprechen.«

»Die Zelle lässt nichts zu wünschen übrig. Ich komme zu Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Sekretär des Konklaves, Monsignor del Val, um Ihnen ein Dokument des österreichischen Kaisers zu überbringen ...«

Der Sekretär hob ruckartig den Kopf.

»Was für ein Dokument?«

»Ein Ersuchen darum, vor der Kardinalsversammlung das Veto Seiner Kaiserlichen Majestät Franz Joseph I. gegen Kardinal Rampolla kundzutun«, sagte Kardinal Puzyna und überreichte ihm das Papier.

Der Sekretär fuhr aus seinem Stuhl hoch und hob abwehrend die Hand.

»Kommt gar nicht infrage!«, sagte er. »Stecken Sie das sofort wieder ein! Ich weigere mich, es entgegenzunehmen.«

»Es ist meine Pflicht, den kaiserlichen Willen zu übermitteln.«

Die Pupillen des Monsignore verengten sich.

»Kardinal Puzyna, Ihre Pflicht als Mitglied der Kardinalsversammlung ist es, mit offenem Herzen ins Konklave zu gehen.

Hier soll Gottes Wille geschehen, nicht der des österreichischen Kaisers. Das wissen Sie ganz genau. Nur der Heilige Geist, nur das Gebet darf Sie leiten. Ich verbiete Ihnen hiermit, der Wahlkommission eine weitere Last aufzubürden. Jede äußere Einmischung in den heiligen Vorgang ist vollkommen ausgeschlossen!«

»Der Kaiser bedient sich lediglich seines angestammten Rechtes. Dass ich Monsignore erst darauf hinweisen muss, liegt gewiss an Ihrer mangelnden Erfahrung. Sie sind schließlich nur der Stellvertreter des verstorbenen Monsignore Volpini ...«

»Gehen Sie jetzt bitte zurück in Ihre Zelle, Kardinal Puzyna ...«, fauchte der Sekretär.

»Nun nehmen Sie es schon an ...«

»Verschwinden Sie!«

Die Hand des Sekretärs schlug nach dem Dekret. Das Papier segelte zu Boden, wo es sich zusammenrollte, als ob es fröre.

Kardinal Puzyna beugte das Knie. Die Schärpe straffte sich über seiner geschwellten Brust.

»Wenn Sie nicht so grün hinter den Ohren wären, dann wüssten Sie, dass Sie mich nicht aufhalten können«, sagte er mit zusammengebissenen Zähnen zum Spiegelbild des Sekretärs im blank polierten Marmor.

»Man wird es nicht gerne sehen, wenn Sie sich meinem Willen widersetzen, Kardinal Puzyna ... Die Kardinäle werden ungehalten sein.«

Kardinal Puzyna erhob sich. Mit gesenktem Blick verließ er den Raum. Das Gewand schlug ihm um die Beine.

»Sie werden es nicht tun! Sie haben gehört, was ich sage!«

Georg eröffnete die Partie, wie er es all die Jahre getan hatte: weißer Bauer auf e4. Um ihm entgegenzutreten, folgte Freytag ihm pflichtschuldig mit einem schwarzen Bauern, ein Zug, der ihm ebenfalls ins Mark übergegangen war.

Freytag sah sich in der engen Wohnung um. Manchmal wunderte er sich, wie sein Freund in diesem Chaos leben und in dieser Unordnung denken konnte, ohne sich dabei zu verlieren. Das Einzige, was aufgeräumt war, war der Zeichentisch, wo Bleistifte in verschiedenen Härtegraden ordentlich aufgereiht neben Tuschefedern, Buntstiften und dem Kartenzeichnerstift lagen, den Georg dazu benutzte, Konturen zu ziehen. Freytag sah ihn vor sich, wie er in seinem alten Kittel im Schein der Nachtlampe über den Tisch gebeugt dasaß und seine eleganten Linien zeichnete. Georg hatte eine ruhige Hand, trotz seines Alters und trotz seiner langen Finger. Er hätte Chirurg werden sollen, dachte Freytag, während er die Skalpelle betrachtete, die im Licht des schmutzigen Fensters glänzten, aber warum nicht auch Kartograph.

Georg hatte beim Entwurf seiner eigenen Schrift das Stadium der Formsuche, in dem Skizzen über die staubigen Dielen verstreut lagen, längst hinter sich gelassen; ein Stadium, das Freytag, was sein Schreiben anging, noch nicht überwunden hatte. Nachdem Georg sich mit Hilfe orientalischer Kalligraphietechnik vorgetastet hatte – er hatte zunächst unzählige Skizzen und Entwürfe mit Pinseln aus Marderhaar angefertigt, um zu einem funktionellen Jugendstil zu gelangen –, hatte er die moderne Linie schließlich verworfen und sich von Claude Garamonds und Anton Jansons *Antiqua* inspirieren lassen, um einen Typen-

schnitt für den Buchdruck zu entwerfen: Typenschnitt *Giorgio*. Es war eine großartige Arbeit, fand Freytag, der mit einem Mal einen drückenden Schmerz im Bauch verspürte. Es war eine Arbeit, die eines Sisyphos würdig war.

Sie spielten schweigend, während Freytags Figuren auf dem Brett immer weniger wurden und sein Magenkniefen zunahm. Zuweilen tauschten sie ein leichtes Grunzen aus, wie es nur gute Freunde oder resignierte Ehepartner tun.

Wie lange kannten sie sich nun schon? Georg mochte dreißig Jahre alt gewesen sein, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, und hatte bereits damals alt ausgesehen in seinem Arbeitskittel. Seitdem hatte er sich kein bisschen verändert. Er war früh gealtert und dann in den mittleren Jahren stehengeblieben. Er trug immer noch den gleichen diskreten Schnurrbart von unbestimmter Farbe, hatte die gleichen hohlen Augen mit den dunklen, schwermütigen Tränensäcken darunter, die gleichen flinken Augen eines Nagetiers, die unter der Haartolle hervorblitzten und Freytag von der anderen Seite des Tisches aus beobachteten. Und er war noch genauso dünn und ausgemergelt, wie er ihn das erste Mal gesehen hatte. Sein Aussehen war ebenso zuverlässig wie seine Freundschaft. Doch sie waren nicht gleich Freunde gewesen. Freytag erinnerte sich, als wäre es gestern gewesen: Georg, der als Faktor im Verlag neu angestellt worden war, hatte etwas zum Umfang eines Manuskripts angemerkt, das Freytag redigiert hatte. Es wäre zu lang, es müsste gekürzt werden, um auf die angegebene Anzahl Druckbögen zu passen, und er hatte trotz Freytags kategorischem Nein aus eigener Initiative eine große Anzahl von Adjektiven und Adverbien gestrichen, die er überflüssig fand. Freytag war so verärgert über diesen Eingriff, dass er ihn voller Wut in der Druckereiabteilung aufgesucht hatte, um ihm zu sagen, dass das Manuskript genau so lang wäre, wie es sein müsste, nicht mehr und nicht weniger, und er nutzte gleich noch die Gelegenheit, Georg zu sagen, was er von ungebildeten Druckern in schmierigen Arbeitskitteln

hielt, die sich in seine Arbeit einmischten. Es ginge schließlich um Literatur, hatte er gerufen, nicht um einfache Flugblätter oder Pamphlete! Sie führten ein langes Streitgespräch über Literatur und Druckkosten und Hierarchien, in dem sie wild gestikulierten und fauchten und einander mit Schimpfwörtern überhäuften. Georg hatte Freytag unter anderem als aufgeblasenen Kretin und choleriche Xanthippe bezeichnet, daran erinnerte dieser sich genau, denn er hatte »Xanthippe« zu Hause im Synonymwörterbuch nachschlagen müssen – um dann, als ihnen schließlich die Argumente ausgingen, festzustellen, dass sie jeweils einen Seelenverwandten gefunden hatten. Seitdem waren sie unzertrennlich. Sie waren wie Lehm und Strohalm, hatte seine Frau immer gesagt. Georg war der Strohalm, das sah man ja an seinem großen, schlaksigen Körper. Was an Freytag so lehmig war, darauf war sie nie eingegangen.

»Der Briefträger war wieder da.«

Georg hob den Blick vom Spielbrett: Was war es diesmal?

»Venedig.«

Georg pfiß durch die Zähne und schaute wieder auf die Figuren.

»Ich habe gehört, es stinkt in Venedig«, murmelte er und fingerte an der Dame herum. Freytag merkte plötzlich, dass Georg ihn durch einen einfachen Zug mit der Dame in eine äußerst prekäre Situation bringen konnte.

»Um diese Jahreszeit soll der Gestank in den Kanälen unerträglich sein«, fuhr Georg fort. Er ließ die Dame los und machte einen unerwarteten Zug mit dem Springer, der nicht schlecht war, von dem aber sogar Freytag erkannte, dass er weniger vorteilhaft war: Georg war ein echter Freund.

Am Tag nach der schicksalhaften Fahrt im Riesenrad hatte Freytag es nicht geschafft, morgens aufzustehen, und er hatte ihr übliches Schachtreffen verpasst. Georg sagte später, dies wäre zuvor in fünfunddreißig Jahren nicht passiert, und Freytag hörte einen unterdrückten Stolz in seiner Stimme. Georg be-

hauptete, drei Stunden gewartet zu haben – schließlich konnte die Straßenbahn sich verspätet haben, oder Freytags Uhr konnte stehengeblieben sein. Dann hatte er ihn mehrmals zu Hause angerufen, ohne dass jemand abhob. Erst sei er verärgert gewesen, das gab er gerne zu. Aber je mehr Zeit verstrich, desto unruhi- ger wurde er, denn es sah Freytag wirklich nicht ähnlich, so gar nicht aufzutauchen, ohne anzurufen und sich zu erklären, und schließlich war Georg zu Freytag nach Hause gefahren und hatte bei ihm geklopft.

Freytag lag im Bett, die Decke über den Kopf und die Vor- hänge zugezogen, fest entschlossen, mit niemandem mehr zu reden, wie in seiner Kindheit. Er pfiff auf den Lärm: Hermann! Adele! *Bum, bum, bum!*

Er wusste, dass es Georg sein musste, niemand sonst nannte ihn Hermann, nicht, seit seine Mutter gestorben war, als er elf Jahre alt war, und ganz bestimmt nicht mit dieser heiseren Stimme, die nur dieser langen Bohnenstange gehören konnte, gebürtig aus der ungarischen Tiefebene, György. Bei Gott, selbst seine Frau nannte ihn Freytag, was ihm erst jetzt, da er die Wärme seiner eigenen feuchten Atemzüge auf seinem Gesicht spürte, merkwürdig vorgekommen war.

Als das Poltern aufgehört hatte, war er aufgestanden, um sich den Pflaumenschnaps zu holen, der für genau solche Gelegen- heiten unter dem Küchentresen stand. Er ging Richtung Wohn- zimmer, wo er sich in seinen Ohrensessel setzen wollte, bis die Flasche leer und der Hohlraum in seiner Brust mit Übelkeit und dem Gestank vergorener Pflaumen gefüllt wäre. Doch zufäl- lig warf er einen Blick auf die Straße hinunter. Dort bückte sich Georg mit steifem Rücken und hob etwas aus dem Rinnstein auf. Freytag blieb stehen und sah zu, wie sein Freund Steinchen gegen das Schlafzimmerfenster warf. Georg, der unsportlichste Mensch, dem er je begegnet war, sah aus wie eine kreuzlahme Vogelscheuche; er konnte ja nicht ahnen, dass sein lieber Freund im Morgenrock vom Fenster aus das ganze Spektakel betrach-

tete. Beim Anblick des stolpernden Georg, der noch dazu den Hut verloren hatte, war ihm ganz warm ums Herz geworden. Freytag öffnete das Fenster und fragte, was um Himmels Willen er da unten mache.

Anschließend half Georg ihm, die Flasche zu leeren. Sie tranken schweigend, ohne ein Wort. Die einzige Erklärung, die Freytag gab, war: »Sie hatte die Koffer schon gepackt.«

Das hatte Georg genügt, es war die einzige Erklärung, die er brauchte. Sie saßen in der Wohnung, die noch schwach nach ihrem Parfüm duftete. Noch lebten die Topfpflanzen und wussten nicht, dass sie bald in Wohlwollen ertränkt würden, und die Staubkörner, die im Tageslicht vor dem Fenster tanzten, hatten sich noch nicht auf den Wohnzimmermöbeln niedergelassen, wo sie eine dicke Schicht bilden würden, bis Freytag eines Tages mit dem Zeigefinger ihren Namen auf den Wohnzimmertisch schrieb – *Adele* –, um dann vergeblich zu versuchen, sie mit dem Hemdärmel aus seinem Gedächtnis zu wischen.

»Du bist dran ...«

Freytag betrachtete die Falle, in die er geraten war. Er begriff nicht, wie es ihm gelungen war, so früh im Spiel so schlecht dazustehen. Er musste sich konzentrieren. Meine Gedanken wandern ziellos herum, dachte er, ohne Kompass. Darum kommen sie auch nirgendwo hin. Und dann spürte er wieder die Messer in seinem Magen. Jetzt war es nahezu unerträglich.

»Ich habe wohl heute früh vergessen, meine Katharinen-Pflaumen zu essen.«

Freytag breitete entschuldigend die Arme aus und ging, sein Geschäft zu verrichten.

Er lief in den Hof hinunter, vorbei an den übel riechenden Mülleimern, zu dem Schuppen mit den Fliegen. Wie er auf dem Abtritt saß und auf die Befreiung wartete, kehrten seine Gedanken zu dem Gespräch zurück, das er früher am Tag mit Pater Anton geführt hatte. Pater Anton war wirklich ein außer-

gewöhnlich klar denkender und umsichtiger Mensch, selbst für einen Dominikaner. Freytag betrachtete seine faltigen Knie, während er erfolglos drückte.

Pater Anton hatte die Nachfolge von Pater Horst angetreten, der an Schwindsucht erkrankt und jetzt in einem Sanatorium in den Bergen war. Mit der Zeit hatte Freytag Zuneigung zu dem jungen Mann gefasst. Sein sanftes Lächeln und die fein geschnittenen Gesichtszüge ließen an florentinische Marmorskulpturen denken. Es war Pater Anton, der ihm den Rosenkranz geschenkt hatte, um seine rastlosen Finger zu beruhigen und ihm zu helfen, Gott im Gebet näher zu kommen. Es war Pater Anton, der ihm von dem neuen Papst erzählt hatte. Pius X. sei ein Papst des Volkes, hatte er behauptet. Der seit sieben Jahren amtierende Stellvertreter Christi auf Erden sei ein einfacher Mann, bäuerlich, gebürtig aus einer armen, aber frommen Familie aus Norditalien. Freytag hatte in der *Reichspost* ein Bild von ihm gesehen und war von dem freundlichen, kugelrunden Gesicht des Heiligen Vaters sehr angetan gewesen. Nach allem, was er über Pius gelesen hatte, hatte dieser im Gegensatz zu seinem Vorgänger eine warme und herzliche Art, was seine Beliebtheit beim Volk erklärte. Denn beliebt war er, das hatte Pater Anton ihm versichert, und Freytag konnte es sich von einem Mann, der so mild und gütig aussah, auch gar nicht anders vorstellen. Er sei aber nicht nur ein Papst des Volkes, sondern auch einer der Priester, hatte Pater Anton betont. Das hatte Freytag nicht gewusst, und er verstand auch nicht, was Pater Anton damit meinte. Aber er dachte, es müsste gut sein; nicht nur das Volk, auch die Priester brauchten wohl ihren Papst, ihren Stellvertreter Gottes auf Erden. Dass der Kaiser Pius X. unterstützte und während des Konklaves sein Veto gegen Kardinal Rampolla eingelegt hatte, hatte Freytag ebenfalls nicht gewusst, aber der Gedanke erfüllte ihn mit einem solchen Stolz, dass er sich nun auf dem stillen Örtchen kerzengerade aufrichtete. Es freute ihn nicht zuletzt deswegen, weil laut Pater Anton mancherorts behauptet wurde, Rampolla sei Freimaurer.



Henrik B. Nilsson

Das geheime Manuskript des Hermann Freytag
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-71388-2

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Wien im Jahre 1910. Hermann Freytag, pensionierter Verlagslektor, wird von seinem ehemaligen Verleger gebeten, mit dem Erfolgsautor Boris Barsch an dessen neuen Buch zu arbeiten. Barsch akzeptiert keinen anderen, denn es ist Freytag, dem es in all den Jahren gelungen ist, seine stets sehr unfertigen Manuskripte in Form zu bringen und damit der Stimme des Autors zu ihrem vollen Klang zu verhelfen. Widerwillig nimmt Freytag diesen letzten Auftrag an, da taucht plötzlich ein gewisser Herr Signori auf. Er weiß etwas über das Manuskript, das es zu politischem Sprengstoff macht. Ein gefährliches Spiel beginnt, bei dem es am Ende um Leben und Tod geht ...



[Der Titel im Katalog](#)